

# h

01 / 2016

# INFO

**HOTTINGEN** WIRTSCHAFTSGYMNASIUM  
HANDELS- UND INFORMATIKMITTELSCHULE



## Vom Nutzen des Unnützen

*Wer weiss schon, was er später im Leben einmal brauchen wird?*

<b>EDITORIAL</b>	<b>SEITE 2</b>
<b>INTERVIEW</b>	<b>SEITE 4-5</b>
<b>EIN JAHR IN ...</b>	<b>SEITE 8-9</b>
<b>WORT DES REKTORS</b>	<b>SEITE 18</b>

Akzentklasse / Seite 12-13

**Pouletbrüstli versus Schweinsohren**

Öko-logisch! / Seite 15

**Takeaway-Mahlzeiten**

Forum / Seite 16-17

**Forum KSH «Standort Schweiz»: Finanzplatz**

Gedankensplitter / Seite 19

**Philosophie – bloss Theorie?**

Kolumne / Seite 20

**Popcorn oder Pizza?**

### TERMINE

19 / 05 / 2016

**Jahreskonzert Chor und Orchester**

09 / 06 / 2016

**Wirtschaftsfrühstück mit Armeechef André Blattmann**

16 / 06 / 2016

**Forum KSH «Standort Schweiz»: Startup, Innovation**

-----  
HOTTINGEN IST DIE WIRTSCHAFTSSCHULE MIT INNOVATIVEM UND PRAXISBEZOGENEM BILDUNGSANGEBOT IM RAUM ZÜRICH.  
-----

# Vom Nutzen des Unnutzen

Liebe Leserin,  
lieber Leser

VON SANDRA NUSSBAUMER

Vor knapp anderthalb Jahren hat eine Kölner Gymnasiastin mit einem Tweet eine Diskussion ausgelöst, deren Ausmass sie wahrscheinlich selbst überraschte. «Ich bin fast 18 und hab keine Ahnung von Steuern, Miete oder Versicherungen. Aber ich kann 'ne Gedichtsanalyse schreiben. In 4 Sprachen», twitterte sie. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass diese Aussage in einer Zeit, in der alles dem Nützlichkeitsprinzip unterworfen ist, auf fruchtbaren Boden fällt. Die Resonanz war enorm – nicht nur in den Medien. Und auch ich habe mit verschiedenen Klassen über die Aussage dieser jungen Frau und den Nutzen von Wissen und Bildung diskutiert. Es herrschte grosse Einigkeit unter den Schülerinnen und Schülern. Die Kölner Gymnasiastin wurde belächelt. Wer ein Gymnasium besuche, hiess es mehrfach, könne sich das Wissen über Steuern, Miete, Versicherung problemlos selber aneignen. Und nicht wenige vertraten die Meinung, dass dieses «nutzfreie» Wissen ja gerade das Gymnasium ausmache. Damit werde einem nämlich der Zugang zu Welten geöffnet – namentlich die der Poesie und der Kunst –, der einem sonst verwehrt bliebe. Und schliesslich wurde die Frage geäussert: Wer weiss schon, was er später einmal brauchen wird im Leben?

Ungefähr zeitgleich zu diesem Tweet haben wir im h-info eine Interviewreihe lanciert, in der wir ehemalige Schülerinnen und Schüler porträtieren, die eine ungewöhnliche berufliche Laufbahn eingeschlagen haben. Ungewöhnlich heisst in diesen Fällen: Bollywood-Schauspielerin, Fernsehmoderator, Chemieprofessor, Boutiquebesitzer. In den Gesprächen ist mir diese Frage immer wieder in den Sinn gekommen. Ganz besonders bei unserem aktuellen Interviewpartner. Der Opernsänger August Schram erzählt in dieser Ausgabe von seinem Werdegang vom Investmentbanker zum Opernsänger. Wer weiss schon, was er später einmal brauchen wird im Leben?

Im Zusammenhang mit der Debatte um diesen Tweet erschien ein wunderbarer Essay in der «Zeit». «Schönheit muss man lernen» lautete der Titel dieses «Plädoyers für die Künste und die alten Sprachen». Der Autor spricht davon, dass uns der Sinn für die wahre Schönheit zunehmend fehle, weil uns die Mode- und Unterhaltungsindustrie ein Verständnis von Schönheit aufzwinge, das nicht wahr, sondern nur gefällig sei. Wahre Schönheit allerdings, wie sie uns die Künste lehrten, sei unvergänglich. «Beauty is truth, truth beauty. – That is all ye know on earth, and all ye need to know», heisst es bei John Keats. Die neuen Welten, die sich den Schülerinnen und Schülern eröffnen, sind also deshalb so wertvoll, weil in ihnen eine tiefere Erkenntnis oder Wahrheit verborgen liegt, die es zu entdecken gilt. In diesem Essay fand sich auch folgende Aussage: «Schönheit verlangt von uns, die Welt mit Ehrfurcht und Aufmerksamkeit zu betrachten». Es geht bei der Bildung also nicht (nur) um konkretes, praktisch anwendbares Wissen, sondern um eine Grundhaltung der Welt, dem Leben, dem Menschen gegenüber. Eine Grundhaltung, die unserer erfolgsorientierten, von Zweckdenken geprägten und auf Nützlichkeits ausgerichteteten Welt zwar zuwiderläuft, ihr aber unheimlich guttut. Eine Disziplin, in der die Frage nach dem Nutzen auch immer wieder gestellt wird, ist die Philosophie. Rufus Butz hat sich im «Gedankensplitter» dieser Ausgabe auf diese provozierende Frage eingelassen und kontert souverän mit anschaulichen Beispielen und macht deutlich: Neben dem unmittelbaren Nutzen geht es auch dort letztlich um eine Haltung der Welt, dem Leben und dem Menschen gegenüber.

•



**Redaktion**  
Bild oben: Sandra Nussbaumer  
Bild unten: Barbara Ingold

Tanja Stelzner  
G4a, Schuljahr 2010 / 11  
«Ästhetik des Alltäglichen»



# Von den Aktienkursen zu den grossen Arien

August Schram, ehemaliger Schüler der Kanti Hottingen, erzählt im Interview von seinem aussergewöhnlichen Werdegang und spricht darüber, was wirklich zählt im Leben.

VON SANDRA NUSSBAUMER

**August Schram, Sie sind Opernsänger und freischaffender Künstler. Angefangen hat Ihre berufliche Laufbahn aber im Investmentbanking. Das ist nicht gerade die klassische Karriere.**

Ja, nicht? (Lacht.) Nach der Matur habe ich in Wien Wirtschaft studiert und noch während des Studiums hier in Zürich verschiedene Praktika im Investmentbanking absolviert. Man hat mir sogar eine feste Anstellung in Aussicht gestellt. Ich musste allerdings zuerst mein Studium beenden. Sie sehen, meine berufliche Karriere war klar vorgezeichnet.

**Und dann?**

Mich hat diese Arbeit wirklich interessiert. Ich fand die Mischung aus Entscheidungsfreudigkeit, Risikobereitschaft, Erfolg zwar herausfordernd, aber sehr faszinierend. Die Schattenseite dieses Lebens habe ich komplett ausgeblendet. Es gibt viel Neid und Missgunst, es herrscht ein hoher Druck, man befindet sich in einem ständigen Kampf. Für Menschlichkeit oder Emotionen ist kein Platz. Man hält auch nicht einfach so jeden Tag 20 Stunden durch. Das hat seinen Preis. Realisiert habe ich das erst, als ich während der Vorbereitungen für die Abschlussprüfungen Bauchkrämpfe hatte, so stark, dass ich nicht zu den Prüfungen angetreten bin. Während einer zweiwöchigen Auszeit in Italien habe ich mir überlegt, wie es weitergehen soll, und mich gefragt, was ich sonst noch kann. Da ist mir das Singen eingefallen.

**Weshalb konnten Sie singen?**

Als Kind war ich bei den Zürcher Sängerknaben. Der Chor hatte einen ausgezeichneten Ruf, wir sind viel herumgereist. Beispielsweise wurden wir von Herbert von Karajan für die Salzburger Festspiele engagiert. Das ist noch immer ein Höhepunkt in meiner Karriere als klassischer Sänger. «Hat an den Salzburger Festspielen unter Herbert von Karajan gesungen», das kann nicht jeder von sich behaupten. (Lacht.)

**Musik war also schon immer ein Bestandteil Ihres Lebens.**

Das ist richtig. Allerdings kam während der Cymi-Zeit das Rudern hinzu. Das war so intensiv, dass ich die Musik zwischenzeitlich auf Eis gelegt habe. Manchmal ging ich schon um fünf Uhr in der Früh zum Training, dann in die Schule, am Nachmittag standen Hausaufgaben an, und am Abend habe ich noch einmal trainiert.

**Rudern Sie heute noch?**

Nein, damit habe ich aufgehört. Rudern und Singen lassen sich nicht miteinander vereinen. Beim Singen ist man stets darauf bedacht, fein, weich, entspannt zu sein im Körper. Beim Rudern ist das Gegenteil der Fall. Rudern ist eine Mischung aus Kondition und Kraft und erfordert viel Rohkraft. Irgendwann ging das nicht mehr zusammen, denn jedes Mal, wenn ich rudern gegangen bin, ist meine Stimme fest geworden.

**Und dann haben Sie nach dieser Auszeit in Italien begonnen, Gesang zu studieren?**

Ich habe zunächst jemanden gesucht, der mich auf die Aufnahmeprüfungen vorbereitet. Fündig geworden bin ich in Berlin bei der Frau von Harry Kupfer. Er war ein renommierter Opernregisseur, sie eine bekannte Opernsängerin und Gesangslehrerin. Beides wunderbare Menschen, die mich motiviert und auf meinem Weg bestärkt haben! So wurde ich schliesslich an der Hochschule für Musik und Theater in Rostock aufgenommen und habe dort Gesang und Schauspiel gelernt. Bereits nach vier Jahren hatte ich mein erstes festes Engagement am Theater in Giessen.

**Eine Bilderbuchkarriere...**

Nun ja, in Giessen lief nicht alles reibungslos. Ich war Anfang 30, also durchaus noch jung, und zuweilen wohl etwas zu temperamentvoll und aufbrausend. Das hat sich vor allem in der Zusammenarbeit mit gewissen Intendanten, die aus meiner Sicht wenig kompetent waren, als Hindernis erwiesen. Ich konnte da nicht drüberstehen. Schon immer hatte ich ein Problem mit inkompetenten Führungspersonen, wenn ich sah, die bestimmen über mich, aber sie haben eigentlich

«ICH SINGE ZUHAUSE  
MAXIMAL 20 MINUTEN  
PRO TAG.»

keine Ahnung von dem, was sie da machen. Während dieser Zeit habe ich mich sehr daran aufgerieben und habe dagegen angekämpft, bis ich schliesslich gemerkt habe: Wenn ich glücklich werden will, muss ich selbstständig sein. So habe ich den Weg als freischaffender Sänger eingeschlagen. Das war allerdings nicht ganz einfach und so bin ich viele Jahre lang zweigleisig gefahren, hatte ein festes Engagement im Theater und habe nebenbei eigene Projekte verfolgt, mit freien Theatern, so genannten Off-Theatern, gearbeitet und schliesslich den Film entdeckt.

«ICH HATTE SCHON  
IMMER EIN PROBLEM MIT  
INKOMPETENTEN  
FÜHRUNGSPERSONEN.»

**Bei der Vorbereitung auf dieses Interview bin ich auf einen ziemlich schrägen Film auf Youtube gestossen.**

Ein Musikvideo zu Georges Bizets «Habane-ra» – mein bisher grösster Erfolg im Film-business. Mit einem guten Freund, dem österreichischen Regisseur Daniel Moshel, wollte ich ein Musikvideo für klassische Musik machen. Wir haben ein Jahr daran gearbeitet und das ist dabei herausgekommen. Zugegeben, für den klassischen Musikbetrieb ist es ziemlich gewagt. (Schmunzelt.) Aber in der Kurzfilmbranche waren wir damit sehr erfolgreich. Der Film ist auf zahlreichen Festivals, unter anderem am Sundance Film Festival, gelaufen und hat verschiedene Auszeichnungen gewonnen.

**Und von dieser Arbeit können Sie leben?**

Einfach ist es nicht. Wobei ich sagen muss: In der Schweiz Filme zu machen, ist toll, weil es jede Menge Fördertöpfe gibt. Und in Österreich ist es noch besser. In diesem konkreten Fall allerdings hat ein privater Kunstsammler das gesamte Projekt finanziert. Der Film läuft jetzt in Endlosschleife auf einem Flachbildschirm in seinem Haus. Ausserdem hat der Sammler dank uns begonnen, Videokunst zu sammeln. Das Ganze ist also eine Win-win-Situation. (Lacht.) Dieser Film hat Daniel Moshel und mir auch viele Türen geöffnet, ihm als Regisseur und Produzent, mir in erster Linie als Schauspieler. Natürlich hat der klassische Opernbetrieb diesen Film auch wahrgenommen, aber wirklich wahrgenommen hat ihn die Filmindustrie. So haben sich aus diesem Projekt neue und andere Angebote ergeben, die sehr reizvoll sind. Aber um noch einmal auf die Frage nach dem Einkommen zurückzukommen: Es ist sehr viel einfacher, als freischaffender Künstler zu leben,



August Schram

Copyright: Sandro Zanzinger

wenn man verschiedene Standbeine hat. Und diesbezüglich habe ich mir in den letzten Jahren eine grosse Freiheit erarbeitet. Ich bin mittlerweile in der angenehmen Situation, die Gewissheit zu haben, dass, was immer kommt, ich mich gut durchschlagen kann. Das ist unglaublich befreiend! Ausserdem habe ich mich von dem Druck befreit, dieses oder jenes erreichen zu müssen in meinem Leben. Das war kein einfacher Weg, denn ich stamme aus einer Familie, in der Karriere und Erfolg sehr viel zählen.

«90% MEINES JOBS  
BESTEHT AUS HÖREN.»

**Ist Ihre Familie stolz auf Sie?**

(Zögert.) Das kommt mit zunehmendem Erfolg.

**Singen Sie überhaupt noch Opern?**

In diesem Jahr beginne ich wieder damit. Dafür habe ich während des letzten Jahres meine Stimme vorbereitet.

**Wie vereinen Sie das mit Ihrer Selbstständigkeit?**

Im Grunde genommen bin ich immer noch selbstständig. Ich plane meine Projekte selber, habe begrenzte Engagements und bewahre mir so meine Freiheit. Für Juni/Juli 2016 bin ich in München, im Sommer danach werde ich in Bad Ischl an den Opernreifestspielen singen und so weiter.

**Haben Sie überhaupt so etwas wie einen regelmässigen Tagesablauf?**

Es gibt durchaus eine gewisse Regelmässigkeit. Ich beginne den Tag mit Laufen und Meditation. Die Meditation ist für mich ganz zentral. Mit der Konzentration auf mich selbst, meinen Atem und den Körper kommen die Körperübungen hinzu und schliesslich die Stimme. Dies geschieht zwischen 7 und 10 Uhr morgens. Anschliessend liegt die Priorität auf der Stimme, wobei ich zuhause maximal 20 Minuten pro Tag laut singe. Viel mehr arbeite ich an verschiedenen Funktionen, mache Atemübungen, arbeite mit der Zunge, übe sprechen. Um die Stimmbänder weich und flexibel zu halten beispielsweise, trainiert man mit der Muskulatur rundherum. Wenn ich die Stimmbänder fein schliessen, aber trotzdem offen sein will, mache ich so ein Krächzgeräusch. (Macht dieses Geräusch.) Oder eine wunderbare Übung, um die Zunge beweglich zu halten, ist die folgende: Ich halte den Daumen offen oder einen Korken zwischen den Lippen, die Lippen sind locker, die Zähne offen und dann spreche ich so deutlich, wie ich eben kann. Am allerwichtigsten in meinem Beruf jedoch ist das Hören. 90% meines Jobs besteht aus Hören.

**Wie muss man sich das vorstellen?**

Ich nehme mich sehr häufig auf, zum Beispiel um ein Gefühl für die Distanz zu erhalten. Wenn ich auf der Bühne singe, ist das Publikum einige Meter entfernt. Damit beim Publikum das ankommt, was ankommen soll, muss man das trainieren. Ich lege dazu mein Smartphone einige Meter entfernt hin, neh-

me mich auf und höre mir die Aufnahme an. Dann folgt die Feinjustierung: Intensität, Farbe, Klang, Gefühl, Artikulation etc.

**Und wie sieht der Nachmittag aus?**

Nachmittags erledige ich in der Regel Büroarbeiten. Meist kommen Sitzungen und Besprechungen oder Proben hinzu. Noten lerne ich am liebsten abends im Bett. Und zwar still. Ich lese die Partitur, stelle mir vor, wie die einzelnen Passagen klingen, sich anfühlen sollen, wie ich sie also gestalten will. Und zwar ganz präzise. Ich weiss genau, so liegt die Zunge, so singe ich das N, das P, so klingt dieser Vokal, etc.

**Kommt Ihnen das, was Sie in der Schule gelernt haben, in Ihrem Beruf irgendwie zugute?**

Doch, ja. Aber es ist vielleicht weniger das Fachwissen als vielmehr das, was gewisse Lehrpersonen ausgestrahlt oder an Haltung vermittelt haben. Ich erinnere mich, dass

«WIR LEBEN IN EINEM  
SYSTEM, ABER DAS  
LEBEN IST MEHR ALS  
DIESES SYSTEM.»

unser Englischlehrer noch sehr jung und anfangs wahnsinnig nervös war. Aber sein Unterricht war unglaublich gut und er war wirklich streng. Ich habe damals schon gemerkt, dass es überhaupt nicht wichtig ist, wie nervös man ist, sondern dass es nur darauf ankommt, was man tut. Das war für meinen eigenen Weg sehr bedeutend. Denn in meinem Beruf kämpfen die Leute ständig mit Nervosität. Auch ich. Mittlerweile habe ich gelernt, damit umzugehen und die Nervosität in positive Energie umzuwandeln.

**Wie lernt man das?**

Ich hatte einen Lehrer, der mich darin unterstützt hat. Er ist von fernöstlichen Praktiken inspiriert, kasimirisches Yoga zum Beispiel. Dieser Lehrer ist mittlerweile genauso wichtig wie mein Gesangslehrer. Was man fühlt, ist immer da. Wenn man das ignoriert oder zu verdrängen versucht, dann blockiert es einen.

**Was haben Sie ausserdem mitgenommen aus Ihrer Schulzeit?**

Die Hingabe. Mich hat immer sehr beeindruckt, wenn jemand eine grosse Begeisterung für eine Sache hatte. Unsere Deutschlehrerin war so jemand. Aber sie war sehr streng und hat viel von uns verlangt. Was sich uns dann allerdings an Welt offenbart hat, das war grossartig! Leider ist sie nach zwei Jahren mit ihrem Mann, einem Schweizer Diplomaten, nach Südafrika gegangen. Ich war untröstlich. Ein anderes Beispiel war unser Französischlehrer. Er hat unsere Klasse mit so viel Schwung und Freude geführt, und uns damit für das Fach begeistert wie kein Zweiter. Deshalb hat mir Französisch richtig Spass gemacht. Ich liebte die Literatur!

**Was würden Sie unseren Schülerinnen und Schülern raten?**

Ich glaube, als junger Mensch muss man sich bewusst sein, dass wir in einem System leben, in dem Arbeit, Geld und Erfolg sehr zentral sind, und man muss lernen, in diesem System zu leben. Aber man muss auch wissen: Das Leben geht über dieses System hinaus. Arbeit, Geld und Erfolg sind nicht alles. Zeit, persönliche Begegnungen, Liebe machen das Leben aus.

**Link zum Musikvideo**

[https://youtu.be/P2jn\\_lxrrPg](https://youtu.be/P2jn_lxrrPg)

## Der G3-Gipfel auf dem Chäserrugg

*Auf einer Exkursion auf den Chäserrugg beschäftigt sich die Klasse G3d damit, wie das Toggenburg für Touristen attraktiver werden kann.*

VON ROMAN MÜLLER UND ANITA METZGER (G3D)

Es war kurz nach Sonnenaufgang, als sich zwei Klassen der Kanti Hottingen am Bahnhof Wetzikon trafen. Glücklicherweise waren wir trotz dem gewaltigen SBB-Chaos an jenem Morgen beinahe vollzählig. Offensichtlich hatte die SBB nicht erwartet, dass es auch dieses Jahr wieder Winter würde. Wie dem auch sei, wir fuhren frühmorgens alle zusammen mit dem Car in Richtung unseres gemeinsamen Ziels, dem Chäserrugg. Die Fahrt verlief, wie an einem Montagmorgen zu erwarten, relativ ruhig. Die etwas verschlafene Gesellschaft wurde jedoch abrupt aus ihrem Winterschlaf geholt, als es an der Zeit war auszusteigen. Anscheinend hatten einige nicht damit gerechnet, in den Bergen Schnee anzutreffen. Da stand dann zum Beispiel einer im Schnee und wartete auf die Seilbahn – in Turnschuhen, die dünnen Hosen (über die Knöchel hochgekrempelt, wie es sich in Zürich so gehört), ohne Mütze und Handschuhe. Mami hat ja nichts gesagt.

Nach der beissenden Kälte unterwegs erschien uns die Sonne auf dem Gipfel umso wärmer, die zauberhafte Aussicht und der imposante Neubau umso einladender. Im Konferenzsaal wurden wir von der Verwaltungsratspräsidentin der Toggenburger Bergbahnen AG willkommen geheissen und sie stellte uns das Projekt mit grossem Enthusiasmus vor. Während wir uns im Wirtschaftsunterricht vor allem mit der

Finanzierung des Projekts beschäftigt hatten, wurde uns jetzt von der Initiatorin die Vision für die Region vorgestellt: Sie möchten das eher verschlafene Toggenburg für Touristen attraktiver machen. Dabei konzentrieren sie sich vor allem auf ein kulturinteressiertes Zielpublikum, das die Ruhe in der unberührten Natur sucht. Der Ausbau der Bergbahnen und der Neubau des Gipfelgebäudes durch die weltberühmten Architekten Herzog & de Meuron sind ein erster Schritt in diese Richtung. Das multifunktionale Gipfelgebäude soll die Region witterungsunabhängiger machen. Seit der Eröffnung wurden bereits Kino- und Konzertabende durchgeführt oder einzelne Räume für Tagungen vermietet. Nach dieser kurzen Einführung konnten wir uns in Gruppen Gedanken darüber machen, mit welchen Angeboten man mehr Touristen in die Region locken könnte und präsentierten diese anschliessend. Frau Eppenberger war unseren Vorschlägen gegenüber sehr aufgeschlossen und beantwortete unsere zum Teil kritischen Fragen ausführlich. So lernten wir, dass unser Vorschlag, im Winter einen grossen Fun-Park zu bauen, nicht unbedingt zielgruppengerecht ist. Wir konnten dennoch die eine oder andere Anregung zum Projekt beisteuern.

Im Anschluss an die Präsentation wurden wir noch kurz durch den hölzernen Neubau geführt, der allein schon durch seine einzigartige Architektur beeindruckte. Frau Eppenberger verwies auf allerlei interessante Details im Zusammenhang mit dem neuen, multifunktionalen Gebäude. So erklärte sie uns beispielsweise, dass man den grossen Hauptsaal auf unzählige Arten arrangieren

kann und die Tische zum Teil auch als Notfallbetten verwendet werden können. Es war nun an der Zeit, die ebenfalls neue Küche auf die Probe zu stellen.

Es gab eine kurze hektische Phase, in der jeder und jede versuchte, sich möglichst schnell einen guten Platz zu sichern und zu seinem Essen zu kommen. Danach wollten die einen der Schlittelbahn noch einen Besuch abstatten, die anderen blieben im warmen Gipfelrestaurant, spielten Karten oder vertrieben sich anderweitig die Zeit. Als wir uns am Nachmittag wieder auf dem Parkplatz bei der Talstation einfanden, waren einige Gesichter ein wenig weisser vom Schnee oder gerötet aufgrund der Kälte, aber sie alle strahlten glücklich.

So machte sich die mittlerweile ziemlich erschöpfte Truppe wieder auf den Heimweg nach Wetzikon, wo wir uns von unseren Lehrpersonen Frau Metzger, Herrn Riklin und Herrn Suter verabschiedeten und für die Organisation dieser eindrücklichen Exkursion bedankten.

Chäserrugg:  
Blick auf Talstation  
Copyright:  
Katalin Deér, chaeserrugg.ch



# Das pralle Leben

Ein Jahr auf der anderen Seite der Welt.



Twelve Apostles-Bergkette, Victoria, Australien

VON MARIA KATTNER (G4B)

«Life's about a hell of a lot more than being happy. It's about feeling the full range of stuff: happiness, sadness, anger, grief, love, hate. If you try to shut one of those off, you shut them all off. I don't want to be happy. I want more than that, something richer. I want to see it all, know it all, understand it all. The richness and the poverty, the joy and the cruelty, the sweetness and the sadness.»  
– John Marsden

Wie viele meiner Hirngespinnste, Ideen und Inspirationen entsprang auch mein Wunsch Australien zu entdecken einem Buch. Ohne Rücksicht auf Verluste verschlang ich John Marsden «Tomorrow»-Reihe in einem Monat, stetig unterbrochen durch Prüfungen und der Post, welche die Fortsetzungen nie früh genug liefern konnte. Mein Entscheid war sehr impulsiv und meine Mutter reagierte etwas überfordert, als ich am 1. Dezember aus heiterem Himmel verkündete, dass ich diese Zeit im nächsten Jahr am anderen Ende der Welt verbringen wolle. In den Weihnachtsferien startete ich meine Recherchen.



Fotos von Maria Kattner

Mein Geografiewissen reichte knapp, um Australien auf dem Globus zu verorten. Ich hatte vorher dem Land unten rechts auf der Weltkarte nie grosse Beachtung geschenkt, hatte weder einen Bezug zu dessen Geschichte noch sonst eine Ahnung, wie das Leben down under wohl aussehen mochte. Je mehr Bilder ich sah, mich in Büchern vergass, desto stärker wurde mein Wunsch, dem grauen Zürich zu entinnen und selbst die Töne eines Kookaburra zu hören, Hitze zu spüren, Vegemite zu probieren.

Angetrieben von meinem Ehrgeiz mein Austauschjahr wirklich zu machen, fand ich tatsächlich noch einen Platz bei Student Travel Scouts. Und am 28. Juni 2013 ging es los. Von Zürich nach Milano, von dort nach Singapur, dann nach Brisbane, an der Ostküste Australiens. Erfahrungsberichten, Google Maps und dem Wetterbericht zufolge kam Brisbane meiner Traumvorstellung Australiens am nächsten; viel Sonne, milde Winter, wenig Regen, eine Küste, die sich von Cairns bis hinunter nach New South Wales zieht. Mit einem Koffer, der auf das Gramm genau 24 Kilo wog, das Gewichtslimit der Swiss, ging es los in ein aussergewöhnliches Jahr.

Während meines Jahres in Australien lebte ich bei drei total unterschiedlichen Gastfamilien. Als Austauschschüler muss man natürlich

offen gegenüber fremden Gewohnheiten und Sitten sein. Ich hatte zum Beispiel echt Hemmungen meine Familie zu fragen, ob sie mich bitte irgendwohin chauffieren könne. Der öffentliche Verkehr in Zürich erzieht zu Selbstständigkeit, was die eigene Mobilität angeht. Wenn ich meine Mutter zu Hause fragen würde, ob sie mich bei einer Freundin absetzen könne, würde sie mir ganz sicher den Vogel zeigen und mir das SBB-App empfehlen. Nicht so in Australien, dort ist das Hinbringen und Abholen durch die Eltern ganz normal, und meine Versicherungen, ich würde das schon alleine schaffen, kamen eher überheblich denn rücksichtsvoll rüber.

Als Austauschschüler ist man nicht nur Gast in einer Familie, man ist irgendwie auch Botschafter. Der stereotype Wortwechsel «I'm from Switzerland.» – «Ohh! Sweden! Very nice!» war kein Einzelfall. Vor meiner Reise hatte ich Australien schliesslich auch nur mit Stränden, Koalas, Kängurus, Aborigines, und Surfen assoziiert. Ich hatte daher kein Recht, mich über gewisse Vorurteile aufzuregen oder zu wundern. Nicht selten wurde ich gefragt, ob meine Familie Nazis waren. Am Anfang noch perplex ob dieser absurden Frage, habe ich schnell gelernt, sie mit einem Lachen zu beantworten. Lachen war im Übrigen sowieso etwas, was mich an der Mentalität der Australier faszinierte.

Die Menschen, so offen, interessiert und herzlich, machten es mir schwer, meine Mutter anzulügen und zu sagen, dass ich mich auf die Heimkehr freue...

Ich wohnte mein Jahr hindurch überwiegend in Oxley, einem kleinen Vorort von Brisbane. Mit dem Zug oder mit dem Auto waren es noch immer zwei Stunden bis zur berühmten Gold Coast oder Sunshine Coast. Ich verbrachte daher meine Freizeit meist in der Stadt am kleinen Strand zum Fluss. Auf einem Roadtrip von Brisbane durchs Outback nach Lockhart, einer kleinen Stadt mitten im Nirgendwo in New South Wales, kam ich aber schliesslich in den Genuss der verschiedenen Landschaften Australiens. Von ausgedorrten Landstrichen, wo die Sonne den Boden zum Glühen bringt, bis zu Dirt-Roads mitten im australischen Busch. Ich konnte mich nicht sattsehen!

Sich in der Schule zu integrieren und Anschluss zu finden, war mir persönlich sehr wichtig. Ich fand schnell Freundinnen, bei denen ich mich wohlfühlte und nach wenigen Wochen nicht mehr nur «die Austauschschülerin» war. Dennoch gab ich mir viel Mühe, auch den Rest meines Jahrgangs kennen zu lernen. Klassenübergreifende Fächer und ein echtes Interesse mir gegenüber vereinfachten dies. Fächer wie Theater und Französisch

waren für mich eine ganz neue Erfahrung. Theater, weil es dies in der Schweiz als normales Schulfach nicht gibt, und Französisch, weil mein Wissensstand zum ersten Mal gleichauf mit dem Rest der Klasse lag.

Meine 12 Monate in Australien haben mich vieles gelehrt, u.a. die Dinge nicht allzu ernst zu nehmen, die Toilette vor und nach dem Benutzen zu spülen (wegen der Spinnen unter der Klobrille), dass Schweiss etwas ganz Natürliches ist und nicht zuletzt – offen zu lachen! Wenn ich zurückblicke und an die Tage mit über 40 Grad denke, die ausgetrockneten Bäume, die süssen Passionsfrüchte, dann überkommt mich zwar kein Heimweh, aber Fernweh. Die Möglichkeit in eine andere Kultur einzutauchen, sie nicht nur als Leser oder Betrachter wahrzunehmen, sondern zu einem Teil der Familie zu werden, ist ein Versprechen, das ein Austausch einlösen kann. In dieser Hinsicht kann ich jedem diese Erfahrung nur empfehlen.



**Fach Bildnerisches Gestalten**

Sei es am «Päcklitsch» im Fachgeschäft oder zuhause am Arbeitstisch – so richtig Freude bereitet einem das Verpacken eines Geschenkes, wenn es in ein schönes Papier eingewickelt wird. Auf Geschenkpapieren kommen oft sich wiederholende Muster, Formen oder Symbole vor. Genau solche Muster/Rapporte gestalteten die Schülerinnen und Schüler der ersten Klassen des Gymnasiums und setzten dazu unterschiedliche manuelle Drucktechniken ein.

# Pouletbrüstli versus Schweinsohren

## Zum Konsumverhalten von Schweizern und Ungarn.

VON SABINE KAPPELER

Da liegt sie auf dem Rücken. Vier schwarze Beine ragen in die regnerische Morgenstimmung. Die arme Sau. «Zum Glück ist sie schon tot», flüstert Charlotte. In warme Wintermäntel verpackt und in sicherem Abstand – so stehen die Schülerinnen und Schüler (SuS) der Klasse G3a im Hof des Jägerhauses in Karcag, Ostungarn, und wohnen einer traditionellen Schweineschlachtung bei. Später erläutert uns der Walking-Tour-Guide in Budapest, dass die EU solche privaten Schlachtungen nicht gerne sieht.

Mit einem Bunsenbrenner bearbeitet ein Hüne von Metzger die Haut und die Borsten des Tiers, dann putzt der Eigentümer des Schweins, ein junger sympathischer Bauer, die verkohlten Teile weg. Nun liegt ein fast weisser, lebloser Tierkörper vor uns. Mit einem präzisen Schnitt schlitzt der Metzger den Bauch auf. Es beginnt eine Art Sezierkurs ...

Im Vorfeld dieses Ereignisses gab es wilde Spekulationen. Von viel Blut, von bestialischem Gestank, ja sogar von besoffenen Ungarn war die Rede. Und jetzt – alles läuft sehr nüchtern und speditiv ab. Fast andachtsmässig ehrt man dann noch das tote Tier mit einer Runde Pálinka. Eine Frage bleibt offen: Wie fand das Schwein wohl den Tod?

Die Innereien und der Kopf kommen in einen riesigen Topf und werden in heissem Wasser gekocht. Einige SuS flüchten sich nun doch ins geheizte Jägerhaus. Die wertvollsten Stücke liegen auf einer Ablage im Gartenhaus, daneben steht eine Kiste voller Hautteile

mit Fettschicht. Auf einem Tisch steht der Fleischwolf für die Wurstfabrikation bereit. «Jetzt sieht es fast wie in der Auslage einer Metzgerei aus, das bereitet mir keine Probleme mehr», bemerkt Julie. Das mit Schmalz und Zwiebeln frisch gebratene Blut der Sau – serviert um 8 Uhr morgens – ist dann doch nicht jedermanns Sache. Spätestens jetzt ist uns klar, dass in Ungarn andere Sitten – und damit auch andere Konsumgewohnheiten – herrschen als in der Schweiz.

Mit einem Vergleich des Konsumverhaltens der SuS unserer Partnerschule in Karcag und dem Konsumverhalten der SuS der Kanti Hottingen wollte die Klasse G3a Schlüsse und Ideen für eine nachhaltige Welt von morgen aufzeigen. Diese Ergebnisse am 10. November 2015 in der Umweltarena im Rahmen der Science City ETH zu präsentieren, war unser Ziel. Es wurde eine echte Herausforderung, zumal wir im Oktober wegen der Flüchtlingsströme nicht nach Ungarn reisen durften.

«Zwei Drittel der Befragten unserer Partnerschule in Karcag gaben an, ihr Fleisch aus Eigenproduktion oder direkt vom Bauern zu beziehen, bei den Befragten der Kanti Hottingen sind es nicht einmal 10%. Dafür legen die SuS in der Schweiz viel Wert auf Bio-Produktion». (Tim Leemann)

«Zuerst haben wir die ganze Klasse in Dreiergruppen unterteilt. Jede Gruppe beschäftigte sich mit einem Themenbereich, von dem wir annahmen, dass er interessante Resultate zum unterschiedlichen Konsumverhalten liefern könnte: Kleidung, Essgewohnheiten, Feriengestaltung usw. Jede Gruppe erarbeitete ungefähr zehn Fragen zu ihrem Thema, und Frau Kappeler stellte dann einen umfassenden Fragebogen zusammen.» (Moritz Schlupe) 280 Fragebögen wurden am Gymnasium in Karcag ausgefüllt und 300 an der Kanti Hottingen. «Die Auswertung stellte sich schwieriger heraus als gedacht. Zuerst fehlten uns die Bögen aus Ungarn, dann waren auch einige Fragebögen lückenhaft oder falsch oder offensichtlich als Scherz ausgefüllt.» (Lars Boesch) «Auch haben wir dummerweise zuerst ungünstige Gruppen gebildet und mussten dann ein zweites Mal alles auszählen. Das dauerte relativ lange, doch dafür hatten wir am Schluss auch ziemlich eindeutige Resultate.» (Moritz Schlupe)

Die Darstellung der Resultate, das war die nächste Hürde, denn zwanzig Stab- und Kuchendiagramme würden die Besucher der Science City ETH sicher langweilen. Wir fragten die begabtesten Zeichnerinnen und Zeichner der Akzentklassen an, ob sie die markantesten Unterschiede illustrieren könnten. Und so entwarf zum Beispiel Sarina Mäder ein Plakat zum Thema Kleidung, das sie in zwei Bereiche unterteilte: Auf der ungarischen Seite waren viele Männlein dargestellt, die sich über bereits getragene Kleider freuen, auf der Schweizer Seite hingegen waren nur vereinzelte auszumachen, dafür ein riesiger

Berg alter Kleider als Sammelgut. Wiebke Breternitz malte auf ihrem Plakat zum Thema Feriengestaltung die Umrisse der Schweiz und einen fetten Ferienflieger: 80% der befragten SuS der Kanti Hottingen gaben an, manchmal oder oft in den Ferien mit dem Flugzeug ins Ausland zu verreisen. Bei den ungarischen Gymnasiasten sind es nur 7%, dafür arbeiten fast 100% in ihrer freien Zeit.

Erstausnahmlich waren einige Resultate zum Thema Abfall: So wird Plastik in den ungarischen Familien fast zu 100 Prozent dem Recycling zugeführt, bei uns dagegen nicht einmal zur Hälfte. Vielen Befragten unserer Schule ist es auch egal, ob die Kleider fair und ökologisch hergestellt werden, ganz im Gegensatz zu den Jugendlichen aus Karcag. Sind uns die Ungarn in ihrem ökologisch-ethischen Verhalten wirklich so weit voraus? Wir diskutierten diese Punkte auch bei unserem verspäteten Besuch in Karcag im letzten Februar im Rahmen einer lebhaften Gesprächsrunde. Viele Aussagen wurden im persönlichen Gespräch relativiert. Und auch unser direkte Einblick in die ungarische Lebensweise bei unseren Gasteltern liess uns vermuten, dass das Ausfüllen der Fragebögen wohl zum Teil noch die «sozialistische Pädagogik» widerspiegelte.

Aus unserer Vergleichsstudie wollten wir Ideen für eine nachhaltigere Welt ableiten, die sofort umsetzbar sind. «Unsere Gruppe hat sich dazu entschieden, einen Flyer zum Thema Ökomode in Zürich zusammenzustellen. Grundlage war eine Liste aus der Maturitätsarbeit von Leonora Rüedi. Wir



Lea Boller, Julie Brecher, Micha Schneuwly, Julia Amberger (alle G3a), Foto von Sabine Kappeler

haben auch Tipps gesammelt, wo man gute Secondhandkleider kaufen kann. Ausserdem sind Empfehlungen aufgeführt, was man mit alten Kleidern machen kann.» (Gina Hochstrasser)

Nach ungarischem Vorbild empfahl die Gruppe, die sich mit dem Thema Ernährung näher beschäftigte, den Besuchern, Hühner im eigenen Garten zu halten. Dazu wurde eine Anleitung in fünf Schritten zum Bau eines Hühnerstalls abgegeben und alles mit einem illustrativen Foto schmuckhaft gemacht. «Vor dem Fotoshooting durften wir die Hühner etwas kennenlernen. Die braunen waren gleich viel zutraulicher als die weissen Hühner und liessen sich sogar streicheln. Doch stillsitzen wollte kein Huhn, und so war es gar nicht so einfach, ein gutes Bild zu schiessen! Einmal sah man uns nicht, einmal waren alle Hühner weg, einmal verdeckten sie den Ortsnamen Karcag.» (Julia Amberger) Für die Ausstellung bastelte Cornelia Bandli dann drei prächtige Hühner aus Papier und Petflaschen – die waren etwas pflegeleichter.

«Um unseren Stand in der Umweltarena attraktiv zu gestalten, stellten wir ein grosses Glücksrad auf. Die Besucher mussten Quizfragen beantworten, die wir den Auswertungen der Fragebögen entnahmen. Zum Beispiel: «Wie viele ungarische Jugendliche kriegen ihre Kleider von Verwandten? Antwort a 30%, b 50% oder c 80%?» (Antwort c ist richtig.) Oder: «Wie viele Prozent der Schweizer Jugendlichen tun nichts zur Abfallvermeidung? Antwort a 20%, b 60% oder c 80%?» (Antwort b ist richtig.)» (Ervin Morina)

«Als nächstes stellte sich die Frage nach den Preisen. Bei einem Glücksrad erwartet man doch einen Gewinn! Frau Kappeler empfahl uns eine ungarische Spezialität, ein brotägliches Gebäck. Ich schrieb meiner ungarischen Gastschwester, mit der ich bereits über Facebook Kontakt hatte, und fragte sie nach dem Rezept. Sie war begeistert von unserer Idee und schickte es mir postwendend. Wir verteilten das Rezept in der Klasse, und es entstanden kiloweise «Pogácsa» für den Science-City-Tag. Es waren so viele, dass wir jedem Glücksradteilnehmer ein Stück geben konnten. Die Besucher haben sich sehr darüber gefreut, und zwar nicht nur die Kinder.» (Alexandra Fenner) «So konnten wir die Leute mit dem Glücksrad und den Brötchen direkt auf unser Thema und unsere Akzentklasse Ethik/Ökologie – mit ihrem Sozialeinsatz, den Akzenten und den

Spezialwochen – aufmerksam machen. Das Glücksrad war ein grosser Erfolg und ein Grund für den grossen Besucherauflauf an unserem Stand.» (Micha Schneuwly)

Am Abend nach der Schweineschlachtung stehe ich mit meinem Kollegen Olivier Bitterlin am Rande der Puszta und blicke in die baumarme, schier endlose Steppe Ungarns. Bei so vielen neuen Impressionen gehen mir viele Gedanken durch den Kopf, und wir unterhalten uns über Bildung, Gastfreundschaft, Kultur, Wahrnehmung. Meine Hände halte ich in der Manteltasche warm. Moment, da ist doch was ... eingepackt in einem Papiertaschentuch ... das knorpelige Ohr der armen Sau. Ich strecke es meinem Kollegen entgegen. Der fast zahnlose Urgrossvater der Familie gab es mir am Morgen mit einem verschmitzten Lachen zum Degustieren. Vor diesem Teil musste selbst ich kapitulieren.

### INFOBOX

#### Science City

VON INGE KELLER-HOEHL (PROGRAMMLEITERIN)

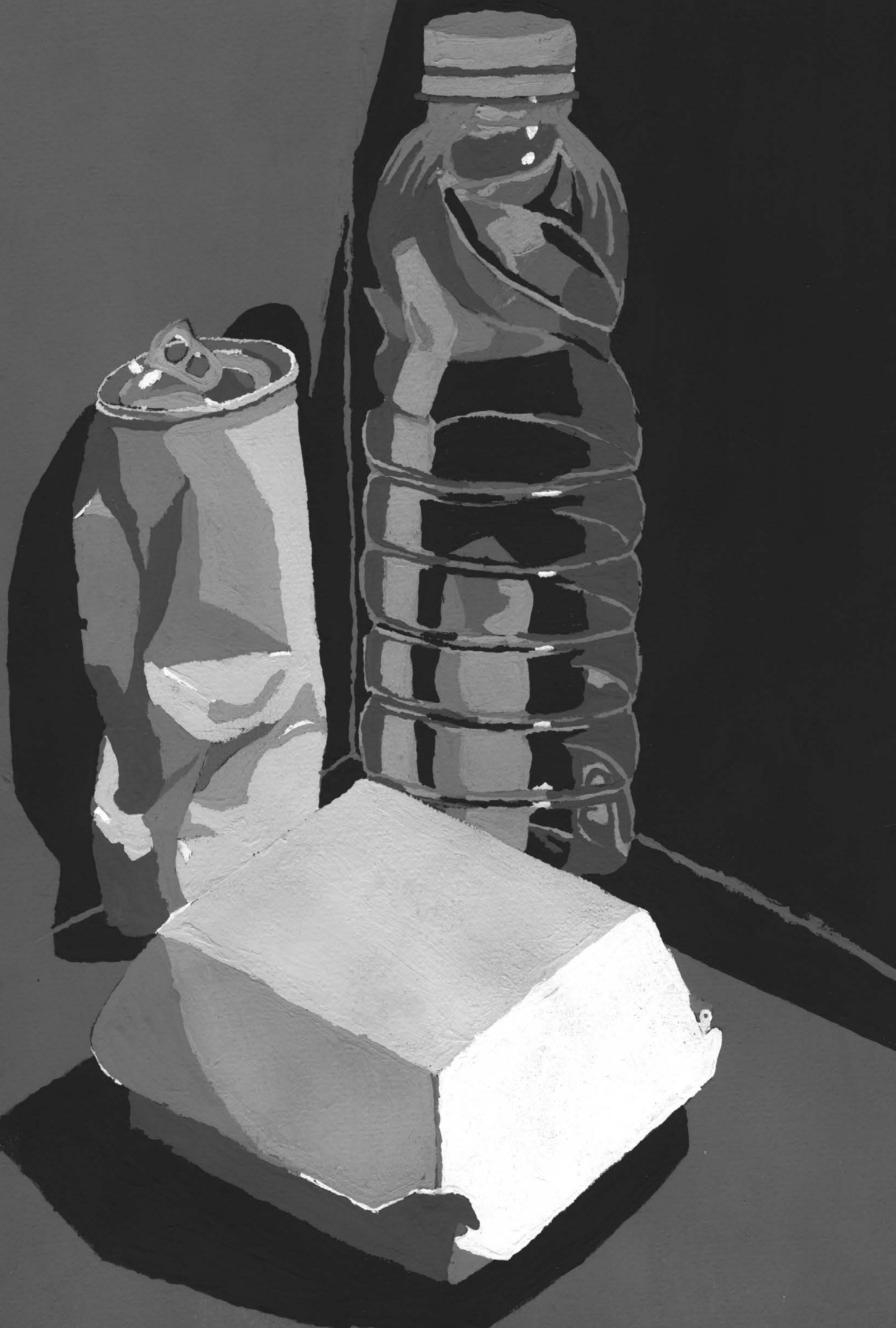
Die Gletscher schmelzen. Es wird heisser. Etwas muss geschehen, damit die Welt gesund bleibt. Wie gehen wir nachhaltig mit Ressourcen um? Was kann jeder selbst tun? Welche Innovationen helfen? Diesen Fragen hat sich Treffpunkt Science City mit dem Schwerpunkt «Rohstoff Erde» im Herbst 2015 gewidmet.

An einem grossen Veranstaltungssonntag in der Umweltarena Spreitenbach haben Forscher, Unternehmer, ETH-Spinoffs, Schüler und Vereine gezeigt, welche Ideen in die Welt von morgen führen. Rund 2000 Personen besuchten das vielfältige Angebot. Wir haben die Akzentklasse «Ethik und Ökologie» der Kantonsschule Hottingen eingeladen, weil sie junge Menschen auf die Fragen der Zukunft vorbereitet. Die Jugendlichen haben mit ihrer Ausstellung gezeigt, wie wichtig eigenständiges, kritisches Denken im Zusammenhang mit unserem Konsumverhalten ist. Der aufwendige und gut präsentierte Beitrag ist auf grosses Interesse gestossen.

Treffpunkt Science City ist das öffentliche, kostenlose Bildungsangebot der ETH Zürich für Erwachsene, Jugendliche und Kinder und hat im Jahr mehr als 20'000 Besucherinnen und Besucher ([www.treffpunkt.ethz.ch](http://www.treffpunkt.ethz.ch)).

## Kurzfristig praktisch, langfristig problematisch

Mahlzeiten aus Styropor- und anderen Plastikverpackungen haben Folgen für die Umwelt und die Gesundheit.



Weltweit werden zurzeit jährlich etwa 130 Millionen Tonnen Ethylen (chemisch korrekt eigentlich «Ethen» genannt), über 50 Millionen Tonnen Polypropylen, 40 Millionen Tonnen PET und 25 Millionen Tonnen Styrol (Grundlage für u.a. Styropor) produziert.

VON CHRISTOPH MEIER

Viele Behältnisse, in welchen warme Mahlzeiten, Salate und Getränke angeboten werden, bestehen aus Kunststoff, kurz «Plastik» – meistens entweder aus Polyethylenterephthalat (PET), Polyethylen (PE), Polypropylen (PP) oder Polystyrol («Styropor»). Wie aus der Gemeinsamkeit dieser Bezeichnungen hervorgeht («poly» = «viel»), werden alle diese Kunststoffe durch Polymerisation, d.h. durch Aneinanderfügen von immer gleichen Monomeren zu langen Ketten, erhalten.

Die Monomere werden hauptsächlich aus Erdöl synthetisiert. Sie kommen aber auch natürlich vor. So findet man Styrol in kleinen Mengen als Aromastoff in Trauben und Kiwi.

Um aus Polystyrol Styropor zu erhalten, muss es zu einem Schaum «aufgeblasen» (d.h. entweder expandiert oder extrudiert) werden. Dadurch sinkt seine Dichte bis auf 1/50 der Dichte von reinem Polystyrol. Wegen der Lufteinschlüsse wird das Material bei hoher Stabilität sehr leicht und hat eine gute Wärmedämmung, was sehr nützlich ist fürs Warmhalten der Mahlzeit. Ausserdem werden die meisten Kunststoffe mit Weichmachern versetzt, um sie geschmeidiger zu machen.

Diese Weichmacher sind es auch, die für die menschliche Gesundheit am meisten zu reden geben. Am häufigsten kommt DEHP (DiEthylHexylPhthalat) zum Einsatz, das auf der Kandidatenliste der Europäischen Chemikalienagentur (ECHA) steht, weil es im Verdacht steht, Krebs auszulösen und zu Unfruchtbarkeit – vor allem beim Mann – zu führen. Das Problem beim DEHP besteht darin, dass es sich nicht mit dem restlichen Kunststoff verbindet und deshalb aus dem Kunststoff ins Essen diffundieren kann. Die gesundheitliche Gefahr ist relativ klein, wenn nur ab und zu Kunststoffbehälter verwendet werden. Wenn aber Getränke und Essen fast ausschliesslich daraus konsumiert werden, kann es Langzeitfolgen haben. Diese sind wissenschaftlich noch nicht «hieb- und stichfest» nachgewiesen, weil man sich der Pro-



blematik noch nicht allzu lange bewusst ist. Tierversuche jedenfalls haben gezeigt, dass die Fruchtbarkeit von Mäusen sinkt, wenn sie mit DEHP-haltiger Nahrung gefüttert wurden. Für die Ökosysteme weiter problematisch sind die weltweiten Plastikabfälle im Allgemeinen: Kunststoffe haben die Eigenschaft sich unter Lichteinfluss zu zersetzen. Das führt dazu, dass von achtlos weggeworfenen Plastiksäcken und Verpackungen kleine und kleinste Plastikstücke in Flüsse und dann als Schwebeteilchen ins Meer gelangen, wo sie von Fischen und anderen Tieren aufgenommen werden.

Was kann man tun? PET, PE und PP-Flaschen sollten recycelt, andere Plastikprodukte mehrfach verwendet oder in den brennbaren Kehricht gegeben werden. Bei der Verbrennung entstehen aus den Kunststoffen nur O<sub>2</sub>, H<sub>2</sub>O und CO<sub>2</sub>. Aus den beigemischten Farben können auch andere Verbrennungsprodukte entstehen. Jedenfalls unterlassen werden sollte das Aufwärmen von Speisen im Mikrowellenofen in Plastikbehältern: Je wärmer der Plastik ist, desto leichter diffundieren die Weichmacher aus dem Kunststoff. Besser ist es, das Essen auf einen Teller zu geben. En Guete und Prosch!

Maud Grand  
G2d, Schuljahr 2008 / 09  
«Stillleben»



# Finanzplatz Schweiz – verseuchtes Terrain oder attraktiver Standort?

An der jüngsten Forumsveranstaltung sprachen die zwei Chefökonominnen, Daniel Lampart und Daniel Kalt, über den Finanz- und Bankenplatz Schweiz.

VON VERENA STAUFFACHER

Der eine war auch schon einmal Hilfsarbeiter, Hausbesitzer und Musiker. Der andere spielte in jungen Jahren ebenfalls in einer Rockband. Doch den Weg in die KSH-Aula zum «Forum Hottingen» fanden Daniel Lampart und Daniel Kalt am 14. März in ihren jeweiligen heutigen Funktionen als Chefökonominnen des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds beziehungsweise der UBS Schweiz, um Schülerinnen und Schülern Einsichten von aussen und innen in den Finanzplatz Schweiz zu gewähren.

Die Funktion einer Bank sei auf ein «ganz einfaches menschliches Bedürfnis» zurückzuführen, leitet Kalt sein kurzes Einführungsreferat zur Inneneinsicht ein. Es gehe darum, die Ersparnisse der Leute aus einkommensstarken Jahren in die Zukunft, ins Alter zu transferieren, damit sie sie dann wieder beziehen können. Sparen und entsparen nennt man das. Auf dies und nichts anderes sei jede Tätigkeit einer Bank zurückzuführen. Die so angesammelten Sparguthaben der Bevölkerung setzt die Bank für produktive und werterhaltende Tätigkeiten in Form von Krediten ein, die sie gewährt. Auf diesem Grundprinzip basierend entstanden die Banken. Mit der Zeit umgingen Unternehmen dieses simple System, indem sie nicht mehr bei den Banken Kredite bezogen, sondern sich ihr Eigenkapital in Form von Aktien und Anleihen auf dem Kapitalmarkt beschafften. In diesen sind auch die Banken involviert.

## Was tut eine Bank?

Aus alledem entwickelten sich im Laufe der Zeit die verschiedenen Kernbereiche einer heutigen Grossbank, so etwa das Investment Banking, das sich im Kern aus der Verwaltung der Vermögen ihrer Kunden, dem Handel mit Wertpapieren sowie der Unterstützung von Unternehmen bei Kapitalaufnahmen, etwa durch einen Börsengang zusammensetzt. Im Asset Management geht es darum, Aktien und Anleihen investierbar zu machen für die Sparer, etwa mit dem Zusammenstellen von Anlagefonds. Das Wealth Management (Vermögensverwaltung) kümmert sich um die Beratung der Sparer, damit diese ihr Angespertes werterhaltend oder -vermehrend in den Kapitalmarkt einbringen können. Genau in diesen Sparten, insbesondere im Wealth Management habe der Finanzplatz Schweiz starke Anbieter, ist Daniel Kalt überzeugt, räumt allerdings ein, dass die UBS sich in der Vergangenheit im Investment Banking «kein Ruhmesblatt geholt» habe.

Dass die Banken aus diesem Kreislauf, dem Einnehmen von Spargeldern und langfristigen Ausleihen von Kapital, aus der Volkswirtschaft nicht wegzudenken sind, unterstreicht auch Daniel Lampart. Doch sieht er ein «fundamentales Problem» dann, wenn plötzlich alle Sparer ihre Einlagen auf einen Schlag von den Banken zurückfordern würden. Dieses Szenario bezeichnet er als «Achillesferse» des Systems. Das Risiko sei zwar gering, doch sei es etwa latent vorhanden gewesen, als in der letzten Finanzkrise 2008/2009 aufflog, dass die Banken ihre Gelder «gefährlich parkiert» hatten. «Doch ohne dieses System hätten wir weltweit niemals diesen Wohlstand», konstatiert Lampart und weist gleichzeitig auf die Schlüsselrolle der Banken bei der Exportfinanzierung hin.

## Erhöhtes Eigenkapital und starke Regulierung

Eine Folge der Finanzkrise war die Erkenntnis, dass die Banken über viel zu wenig Eigenkapital (unter 2% der Bilanzsumme) verfügten. Dem wurde und wird entgegengewirkt, indem einerseits die obligatorische Quote des Eigenkapitals (Leverage Ratio) auf rund 5% angehoben wurde, um etwaige Verluste abdecken

zu können, und andererseits mehr liquide Mittel vorhanden sein müssen, um Sparguthaben zurückzahlen zu können. Gegen diese Regulierung sei nichts einzuwenden, erklärt Daniel Kalt, verweist aber auf Probleme, die den Schweizer Banken erwachsen können, wenn hierzulande «die Schraube stärker angezogen wird als im Ausland. Ein solcher «Swiss Finish» kann längerfristig zu einem Wettbewerbsnachteil für unsere Banken werden und dazu führen, dass sie Kunden an die ausländische Konkurrenz verlieren.» Natürlich sei eine hohe Sicherheit ein Qualitätsvorteil, doch Eigenkapital sei das teuerste Kapital, und bei immer noch höheren vorgeschriebenen Eigenkapitalquoten würde die Attraktivität des Geschäfts aus der Schweiz heraus massiv leiden. Das könnte Schweizer Banken wie die UBS mit mehrheitlich ausländischen Aktionären ohne besondere Bindung an unser Land längerfristig dazu verleiten, ihr Geschäft aus Kostengründen ins Ausland zu transferieren, wo largere Regulierungsvorschriften herrschen. Die Konsequenz davon wären Arbeitsplatz- und Wertschöpfungsverluste. Diese Überlegungen gelte es miteinzubeziehen, bevor man die Eigenmittelvorschriften über dem internationalen Standard ansetze.

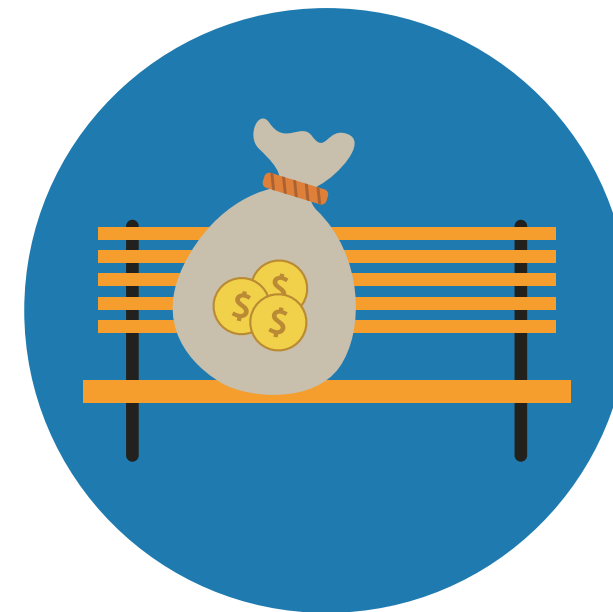
## Too Big to Fail

Dazu wendet Lampart mit Blick auf die staatliche Rettung der UBS in der letzten Finanzkrise ein, dass nur so reden könne, wer sich des staatlichen Fangnetzes sicher sein könne. «Die Grossbanken wissen, dass grosse Teile der Wirtschaft mit ihnen fallen, wenn sie fallen, und dass man sie deshalb stabilisiert.» Zudem würden sie sich über eine Flut von Feinregulierungen beklagen, die sie hätten vermeiden können, wenn sie einer soliden Eigenmittelregulierung zugestimmt hätten. «Jetzt beklagen sie sich darüber, dass ein Heer von internen «Polizisten», Controllern, Compliance-Leuten die Einhaltung dieser Feinregulierungsvorschriften überwachen muss. Darüber, dass Vermögensverwaltungsangestellte einen Drittel ihrer Arbeitszeit mit dem Ausfüllen von Formularen verbringen.» Wünschenswert wäre nach Lamparts Meinung eine Absicherungsquote für verlusttragendes Kapital von mindestens 10%. Viele

Probleme der letzten Krise seien nach wie vor nicht gelöst, doch die Einflussnahme der Finanzindustrie in Bezug auf die staatlichen Regulierungen sei gross. Der UBS-Chefökonom sieht das anders. Das Regulierungspendel schlage über Gebühr aus, findet er. «Was heute ein Vermögensverwalter über seine Kunden in Erfahrung bringen muss, geht in Richtung Polizeistaat. Für eine Geldanlage muss er beinahe ein Verhörprotokoll über den Kunden erstellen, jedes Wort des geführten Gesprächs in ein System eingeben. Ein enormer bürokratischer Aufwand, der sich kaum mehr rechtfertigen lässt und dazu führen kann, dass wir gewisse Kundengruppen gar nicht mehr beraten.» Als grossen Fortschritt betrachtet Daniel Lampart die Tatsache, dass heute auch die gesamte Bilanzsumme einer Bank als Bemessungsgrundlage für das erforderliche Eigenkapital herangezogen wird und nicht nur, wie vor der Finanzkrise, jene Teile, die risikobehaftet waren. So habe etwa bei der UBS Gesamtbilanzsumme bei 2 Billionen Franken gelegen, die risikobasierte Bilanzsumme hingegen lediglich bei 300 Milliarden Franken.

## Die Weissgeldstrategie ist akzeptiert

Was das Bankkundengeheimnis und den automatischen Informationsaustausch mit ausländischen Steuerbehörden angeht, sieht Daniel Kalt seinen Arbeitgeber in einer guten Position. Nicht deklarierte ausländische Gelder hütet sie keine mehr, Kunden mit dergleichen Vermögen habe die Bank «in die Wüste geschickt» und geschäfte jetzt in einem «Weissgeldumfeld». Hinter dieser Strategie stehe sie vollumfänglich. Doch stelle sich gesellschaftspolitisch die Frage, inwieweit eine Bank der verlängerte Arm einer ausländischen Steuerbehörde zu sein habe. Infolge dieser Flurbereinigung seien viele Kunden abgesprungen, andere deklarierten jetzt ihre



Einnahmen aus in der Schweiz angelegtem Vermögen bei ihren heimischen Steuerbehörden. Insgesamt nehme das grenzüberschreitende Vermögensverwaltungsgeschäft zwar ab, der Finanzplatz Schweiz bleibe aber attraktiv aufgrund der politischen Umstände und der Währungsstabilität.

Die Aufgabe der «Schwarzgeldstrategie» ziehe Verluste in Höhe von 1% des Bruttoinlandprodukts nach sich, schätzt der Zentralsekretär des Gewerkschaftsbunds. Die Schrumpfung der Einnahmen aus ausländischen Geldern, die in der Schweiz angelegt sind, verortet er in zwei Bereichen: Einerseits verringern sich die angelegten Beträge allein schon aufgrund der jetzt zu bezahlenden Steuern, andererseits waren die betroffenen Kunden bereit, für das «Steuerversteck» höhere Margen zu bezahlen, was heute wegfällt. Aufgrund des Wegbrechens solcher Einnahmen vergehe kein Monat, ohne dass kleinere Banken schliessen müssten oder von grösseren aufgekauft würden.

## Bankenvielfalt schwindet

Diesen Bereinigungsprozess beurteilt Kalt «von weit oben betrachtet» nicht nur als positiv. Es seien nicht nur die wegfallenden Einnahmen, sondern auch die rigorosen, aufwendigen Regulierungsverfahren, die kleine Institute überforderten und zur Aufgabe zwängen. «Dabei wäre der beste Kundenschutz eine grosse Bankenvielfalt mit entsprechender Wahlmöglichkeit für die Kunden.» So aber gehe der Trend Richtung Bankensterben und hin zu wenigen Grossanbietern. Sollte denn die Weissgeldstrategie für alle Banken nicht auch ladesintern eingeführt werden? Dieser Frage steht Kalt nicht a priori ablehnend gegenüber. Bloss würden sich damit die Banken in den Dienst des Staates stellen und diesem ermöglichen, die Vermögensverhältnisse und -aktivitäten seiner

suchte Kultur in diesen Instituten und es herrscht ein riesiger Handlungsbedarf, um diesen Zustand zu verbessern», schliesst Lampart seine emotional vorgetragene Sicht von aussen.

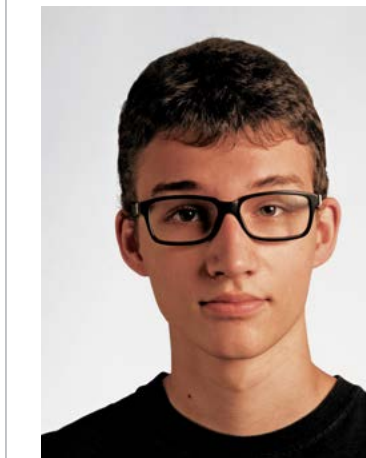
## Kurzfristige Gewinnmaximierung ist Vergangenheit

Dass in den Banken in gewissen Bereichen eine beträchtliche kriminelle Energie geherrscht habe, will der UBS-Chefökonom nicht bestreiten. Doch dürfe man dies nicht auf die ganze Belegschaft projizieren. Man sei intensiv dabei, die Zustände zu verbessern und habe bereits grosse Fortschritte erzielt. So stehe etwa nicht mehr die kurzfristige Gewinnmaximierung im Vordergrund, und die ehemals dafür eingesetzte Anreizstruktur sei geändert worden. Boni würden den Bankern nicht mehr sofort ausbezahlt, sondern auf Sperrkonten parkiert und erst bei entsprechendem Gewinn der Bank über drei bis fünf Jahre hinweg ausgehändigt – oder im Fall von Fehlverhalten gar nicht.

Die aktuellen Niedrigst- bis Negativzinsen bewertet Kalt als Riesenproblem, das auf die Profitabilität der Banken drücke, weil die Margen zwischen Spar- und Kreditzinsen praktisch wegfallen. Auch hier würden kleine lokale oder regionale Finanzinstitute noch empfindlicher getroffen, weil sie bisher 70 bis 80% ihrer Einnahmen aus diesem Zinsdifferenzgeschäft generierten.

## Auch zukünftig attraktiv

Mit Blick auf die Entwicklung des Finanzplatzes Schweiz in den nächsten 10 Jahren sieht er denn auch etliche kleine und mittlere Banken daraus verschwinden und eine Konsolidierung beziehungsweise Konzentrierung auf weniger, dafür grössere Institute. Doch gebe es sehr viele Gründe, weshalb die Schweiz als Vermögensverwaltungsplatz weiterhin attraktiv bleibe. «Wir haben ein solides Land, das zu den wettbewerbsfähigsten, innovativsten dieses Planeten gehört, mit stabilen Rahmenbedingungen und einer ebensolchen Währung. Das ist ein Standortvorteil, den ausländische Kunden, auch aus Europa, weiter nutzen werden.»



Rafael J. Novotny, IIa

## London by Edward Rutherford

London is one of those 'virtual reality' books; it just tends to warp space and time until you land wherever it is the book may take you. May it be to an open view of the sea in ancient times or a dogfight from WWII, a marvellous cathedral or a dingy side-alley, this book tells you the stories of London throughout the ages, spanning from the creation of the Thames to the Blitz. I would love to tell you all about the protagonist, but as this is a historical novel Mr. Rutherford didn't allow himself the liberty of adding a time-traveller to the story. Instead, he conveys London's history through the eyes of everyday people. From a Celtic fisherman to a Viking bartender to a prostitute and a government official, among others. Interestingly, these everyday people's children and grandchildren, carrying with them family mentalities and traits, constantly evolve while telling the story. This results in a familiar but refreshing guidance through all sorts of aspects of London's urban life.

These aspects contain the usual potential sources of boredom such as politics, economics and history, but also more unusual topics including social life, religion and the etymology of many a word, phrase or name. En court, this is a rather large book with advanced vocabulary lurking around every corner. I would recommend it for young adults who don't have a problem with the rare morbid, sick or generally dark scenario and who are fond of enticing books.

•



London

# Schulversuch

Liebe Leserin,  
lieber Leser

VON PETER STALDER

Rund ums Thema «Sparen an den Mittelschulen» ist es seit dem 13. Januar, dem Tag der Bildung, seltsam still geworden. Der Rauch hat sich verzogen, allseits – so scheint es – halten sich die Akteure bedeckt. Nur die NZZ hat sich am 11. März noch einmal bemüsstigt gefühlt, auf die Tatsache hinzuweisen, dass die Rektoren der Mittelschulen durch die Bildungsdirektorin gerüffelt worden seien. Ein solcher Brief, datiert vom 15. Dezember, liegt auch bei meinen Akten. Er hat mich nur mässig erschüttert und auch die Forderung des SVP-Veteranen Ulrich Schlüer, es müssten Massnahmen gegen die «Propaganda-Rektoren» ergriffen werden, ringen mir ein müdes Lächeln ab.

«Die Angestellten haben sich rechtmässig zu verhalten, die Rechte und Freiheiten des Volkes zu achten, die ihnen übertragenen Aufgaben persönlich, sorgfältig, gewissenhaft und wirtschaftlich auszuführen und die Interessen des Kantons in guten Treuen zu wahren.» So steht's geschrieben im Personalgesetz des Kantons Zürich, § 49.

Nachdem uns Schulleitern im letzten Herbst mitgeteilt worden ist, dass die Mittelschulen 18 Millionen Franken einzusparen hätten, läuteten bei uns natürlich die Alarmglocken. Selbstverständlich liegt uns das Bildungsniveau unserer Maturandinnen und Maturanden am Herzen; die Erlangung der Studierfähigkeit sowie der vertieften Gesellschaftsreife sind das erklärte Ziel unseres Tuns. Der Wirtschaftsstandort Zürich brummt nur, wenn in ausreichendem Mass qualifizierte und gut ausgebildete Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Und weil wir naturgegeben in unserem Land über keine strategischen Rohstoffe verfügen, müsste eigentlich auch dem letzten Bildungspolitiker klar sein, dass ein Abbau am Rohstoff Bildung gefährlich ist.



Dr. Peter Stalder, Rektor

Also haben wir am Tag der Bildung an unserer Schule ein Programm auf die Beine gestellt, welches den Leuten vor Augen führen sollte, wohin das Sparen führt. Dem letzten Teil des Paragraphs 49 wollten wir mit unserer Aktion nachkommen: ...und die Interessen des Kantons in guten Treuen wahren! Mit unseren übervollen Klassen in der «KSH-Budget-Schule» haben wir die Situation wohl etwas überzeichnet, aber dass in einer Klasse mit 28 Schülerinnen und Schülern nicht mehr jeder und jede zu Wort kommt, dass sich die Lehrperson nicht mehr um jede Schülerin und jeden Schüler kümmern kann, scheint logisch. Interessanterweise hatten die Medien an unserem Schulversuch grosses Interesse; wir wurden von der Presse, Radio- und TV-Stationen fast überrannt. Dass der MIGROS-Genossenschaftsbund wenig Freude am abgekupferten M-Budget-Logo hatte, ist begreiflich. Die Wogen konnten aber rasch geglättet werden und zwischen den Zeilen durfte ich merken, dass die MIGROS ein gewisses Verständnis für unsere Anliegen aufbringen konnte. Schliesslich hatte der MIGROS Gründer Gottlieb Duttweiler 1948 zwei Bollensteine durch die Fenster ins Bundeshaus hinein geschmissen, um so seinem Unmut über die mangelhafte Landesversorgung Luft zu machen.

An der Kanti Hottingen hat am Tag der Bildung der Unterricht stattgefunden, es wurden keine Schülerinnen und Schüler instrumentalisiert, es wurden keine E-Mail Adressen missbraucht oder auch keine Porti zweckentfremdet: Wir haben lediglich einen kleinen Schulversuch durchgeführt...

## Philosophie – bloss Theorie?

Vom Nutzen und Nachteil der Philosophie für das Leben

VON RUFUS BUTZ

«Philosophen disputieren und argumentieren nur, aber es ändert sich nichts. Weder ändert sich ihr Leben nicht, noch überzeugen sie mit ihren Argumenten andere davon, ihr Leben zu ändern.» So könnte man, etwas plakativ, einen Generalvorwurf an die Philosophie bzw. die Philosophen zusammenfassen. Marx hat Gleiches im Kopf, wenn er in seiner 11. Feuerbachthese folgenden Widerspruch aufbaut: «Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern.»

Ich denke, der Vorwurf trifft nicht ins Schwarze, der obige Widerspruch existiert nicht, denn ich glaube sehr wohl, dass Argumente, die uns Menschen überzeugen, einen Einfluss haben auf unsere Lebenspraxis. Wir sind Argumenten zugänglich; wenngleich wir Menschen – zum Glück – nicht rein rationale Wesen sind, spielt Rationalität doch eine grosse Rolle in unserem Leben. Und was wir wirklich einsehen, wird unsere Lebensführung über kurz oder lang beeinflussen, davon bin ich felsenfest überzeugt. Schon Platon, etwas gar optimistisch vielleicht, war der Überzeugung, dass niemand freiwillig (im Sinne von absichtlich) Unrechtes tue (cf. Protagoras 358). D.h. die wahre Einsicht führt bei Platon auch zu richtigem Handeln – ausser in Fällen der Willensschwäche, die für Aristoteles dann so wichtig werden. Was aber lässt einen eine so optimistische Haltung bezüglich der Macht der Argumente einnehmen? Nun, ich denke, der Blick in die Geschichte der Menschheit gibt uns genug Evidenz, dass, bei allem schrecklichen Leid, das wir anrichten und angerichtet haben, dennoch so etwas wie Fortschritt auch stattgefunden hat.

Die Errungenschaften der Aufklärung, die für uns heute oft so selbstverständliche erscheinen, sind zu einem grossen Teil

Früchte philosophischer Anstrengungen, philosophischer Disputationen und Argumente. Demokratische Mitsprachemöglichkeiten, Gewaltenteilung im Staat, die Idee der Menschenrechte z.B. verdanken wir mutigen aufklärerischen Philosophen, die zusammen mit vielen anderen dazu beigetragen haben, dass unsere Welt politisch eine andere ist als vor vierhundert Jahren. Zweites Beispiel: Die Abschaffung der Sklaverei speist sich wesentlich aus aufklärerischem Gedankengut. Die Idee, dass alle Menschen gleich viel wert sind, gleichberechtigt sind, unabhängig von Herkunft, Glaube, Geschlecht oder Hautfarbe, musste sich erst einmal Bahn brechen in den Köpfen der Menschen, bis sie dann politische Realität wurde.

Ein drittes Beispiel zum Abschluss: Peter Singer beschreibt, wie er als junger Philosoph in Oxford anlässlich eines Dinners im erlauchten Kreis der Professoren neben einen Vegetarier zu sitzen gekommen sei. Im Verlaufe des Abends habe sich eine Diskussion über Vegetarismus zwischen ihm und seinem Nachbarn ergeben, mit dem Ausgang, dass Peter Singer binnen einer Woche ein vernünftiges Argument beizubringen habe fürs bis anhin gewohnheitsmässige Fleischessen, da er an jenem Abend keines gefunden habe. Nach einer Woche, so Singer, sei er mangels eines Argumentes aus rationaler Überzeugung Vegetarier geworden (und bis heute geblieben).

Natürlich sind Denken und Handeln zweierlei Dinge, aber zu bestreiten, dass zwischen ihnen ein enger Zusammenhang besteht, scheint mir doch kontrafaktisch zu sein. Und auch wenn wir nicht immer so handeln, wie uns unsere Ratio nahelegt, wir wissen um die Diskrepanz, die gewissermassen als Stachel im Fleisch weiter schmerzt und erst Ruhe gibt, wenn die Diskrepanz verschwunden ist bzw. eine Synthese gefunden wurde. Und auch sogenannte utopische Gedanken rationaler Natur waren nur so lange utopisch, bis sie in die Realität traten und dann allgemein als richtig und natürlich erachtet wurden. In dem Sinne: Trauen wir nicht nur unseren Sinnen, sondern auch unserer Ratio, solange sie nicht abhebt, sondern mit unserer Lebenswirklichkeit durchaus vermittelt ist.



Rufus Butz,  
Deutsch- und Philosophielehrer

### April 2016

- 15.-17. Theateraufführung, Aula, 20.00 Uhr (Sonntag: 17.00 Uhr)
- 18. Sechseläuten, ganzer Tag unterrichtsfrei (SOL)
- 19.-22. Arbeitswoche
- 25. Frühlingsferien

### Mai 2016

- 9. Schulbeginn
- 9.-11. Studientage
- 12. Empfang Pensionierte, 16 Uhr
- 16. Pfingstmontag
- 19. Jahreskonzert Chor und Orchester, Kirche Neumünster, 19.30 Uhr
- 23. Präsentation IDPA I3, Aula, 16.30 Uhr

### Juni 2016

- 3. Unterrichtsschluss G4/H3/I3
  - 9. Hottinger Wirtschaftsfrühstück mit Armeechef André Blattmann, Aula, 7.30-9.00 Uhr
- Plätze müssen über die Website reserviert werden: [www.ksh.ch](http://www.ksh.ch)
- 16. Forum KSH «Standort Schweiz»: Start-up-Land, Aula, 10.45-12.15 Uhr

### Juli 2016

- 7. Abschlussfeier H3/I3, Aula, 17 Uhr
- 8. Berufsmaturitätsfeier HMS/IMS, Aula, 16 Uhr
- 11.-22. Individueller Sprachaufenthalt G2b/H2/I2
- 14. Maturfeier, Kirche Neumünster, 17 Uhr
- 18. Sommerferien

### August 2016

- 22. Unterrichtsbeginn

### September 2016

- 2. Gartenfest

### IMPRESSUM

Redaktionsschluss Nr. 2/2016:  
24. Juni 2016

Redaktion:  
Barbara Ingold (b.ingold@ksh.ch),  
Sandra Nussbaumer (s.nussbaumer@ksh.ch)

Mitwirkende an dieser Nummer:  
Olivier Bitterlin, Rufus Butz, Simon Haas,  
Barbara Ingold, Sabine Kappeler, Maria Kattner,  
Christoph Meier, Anita Metzger, Roman Müller,  
Rafael Novotny, Sandra Nussbaumer,  
Peter Stalder, Verena Stauffacher

Fotografien:  
Simon Haas, Barbara Ingold, Sabine Kappeler,  
gyselroth

Gestaltung:  
gyselroth™ – Agentur für Brand Identity und  
Digital Media,  
Simon Haas (BG-Seite)

Druck:  
Bühler Druck AG, Schwerzenbach

# Popcorn oder Pizza?

*Zeig mir, was du isst, und ich sage dir, wer du bist.*

VON BARBARA INGOLD

Bekanntlich haben wir ja keine hauseigene Mensa, doch gilt der Mensabesuch in einer der umliegenden Kantonsschulen bei unseren Schülerinnen und Schülern ohnehin als ziemlich uncool. Der Alternativen zur Mensa gibt es zudem viele: Während sich Gutbetuchte Sushi oder ein Reformhausmenü leisten, bevorzugen andere Burger vom Mac Donalds oder Gratins (mit Käse und «viel scharf») vom Türken nebenan. Pasta gibt es beim Italiener und Sandwiches in der Low-budget- oder High-end-Variante in einer der beiden Bäckereien nebenan. Eine relativ günstige Pizza kriegt man in der Migros Kreuzplatz, doch in Zeiten der Mobiltelefonie braucht SuS sich nicht einmal aus dem Schulhaus zu bewegen: Man bestellt sich in der letzten Unterrichtsstunde einfach schnell eine Pizza online, die dann auf den Pausengong pünktlich vor die Zimmertüre geliefert wird. Das erspart dem erschöpften Schüler das mühsame Anstehen vor dem Takeaway.

Neben Budget, Appetit und Bequemlichkeit spielen manchmal auch noch andere Faktoren eine Rolle bei der Menüwahl. Figurbewusste (Damen) zum Beispiel stehen auf Popcorn. Nie waren 100g Körner ergiebiger! Das Kalorien-Volumen-Verhältnis bei Puffmais (nature) ist so ziemlich unschlagbar. Wem der Gang zur Mikrowelle im Erdgeschoss zu umständlich ist, greift zur verzehrfertigen runden Mais- oder Reiswaffel. Nur schon das Prädikat «glutenfrei» klingt irgendwie gut und dass sie praktisch fettfrei sind, macht sie noch besser. Dasselbe gilt für die luftig-knusprigen Microc-Scheibletten. Die schmecken wie Abendmahl-Oblaten und haben auch einen ähnlichen Effekt, vermittelt das hauchdünne Surrogat doch ein diffuses Absolutionsgefühl. Das Luftprinzip funktioniert auch bei Süssigkeiten, hat doch ein Mars dieselbe Kalorienbilanz wie drei Milky Way oder Mohrenköpfe.

Neu sind diese Tricks nicht, denn Figurstress gab es schon immer. Ich weiss nicht, ob Schülerinnen auch heute noch diese komischen Diäten machen, die in den frühen 80ern en vogue waren. Da gab es etwa die Milch-Diät, bei der frau sich eine Woche lang täglich 5 Liter Magermilch reinschüttete. Die Idee war natürlich, dabei gänzlich auf die Aufnahme fester Nahrung zu verzichten, was aber, zumindest in unserer Klasse, keine länger als zwei Tage durchhielt. Dito bei der berühmten Zitronensaftkur mit Cayennepfeffer und Ahornsirup aus dem Eso-Reformhaus Madalbal. Bald hing man dann nur noch am Sirupkanister und liess Zitronen und Pfeffer einfach weg. Ebenfalls aus besagtem Reformhaus stammt die Reisdiät mit Rundkornreis aus Peru, der vor dem Verzehr polarisiert werden musste. Kein Witz! Polarisieren tut man peruanischen Reis, indem man ihn in der Bratpfanne unter Beigabe eines ganz speziellen Olivenöls aus ebendiesem Reformhaus sieben Minuten lang rechtsdrehend anbrät.

(Uriella von Fiat Lux lässt grüssen!) Diese Diät war zwar ebenso schwachsinnig, aber zumindest durchzuhalten und tatsächlich bringt eine Woche Reissessen den gewünschten Erfolg - es entwässert ungemein. Mit der ersten gesalzenen Mahlzeit ist das verlorene Kilo allerdings sofort wieder auf der Waage...

Wobei aber nicht nur Frauen Diät halten. Immer mehr Männer beschäftigen sich obsessiv mit ihrem Körper. Bei den Jungs geht der Trend aber in eine ganz andere Richtung: Sie wollen nicht dünn sein, sondern in kürzester Zeit möglichst viel Muskelvolumen ansetzen. Das geht mit Krafttraining alleine nicht, da muss wie in der Tiermast mit Kraftfutter nachgeholfen werden. Wir sehen an der Kanti Hottingen denn auch immer mehr Jungs, die nach Zeitplan diszipliniert ultrateure Megadosen Muskeldrink zu sich nehmen. Dazu gibt es kaliumreiche Bananen und über Mittag Hüttenkäse à gogo. Das Resultat kann sich sehen lassen: Muskelpakete bis das Hemd platzt! Ständiger Begleiter der Bodybuildingjunkies ist aber nicht nur der Schüttelbecher, sondern auch die Eineinhalbliterflasche Mineral - ob als Hantelersatz oder um einen absurd erhöhten Flüssigkeitsbedarf zu decken, weiss ich nicht. Das Exzesstrinken ist jedoch nicht nur unter Fitnessfreaks gang und gäbe. Die amerikanische Mode des Dauernuckelns hat in den letzten Jahren überall Schule gemacht und die meisten SuS sind ständig mit Petflaschen oder einem Tetrapak Icetea unterwegs. Beliebt sind auch die als Energydrinks getarnten Säure- und Koffeinbomben, die nicht nur Flügel verleihen, sondern auch aus dem ruhigsten Teenager eine flatterhafte Quasselstrippe machen. (Von wegen ADHS - nehmt den Kids mal die Dosen weg!) Die bei den Girls beliebtere Frühstücksalternative ist der gekühlte Caffé-Latte to go vom Kiosk. Mit bis zu 300 Kalorien pro Becher eine doch recht ungesunde Abzocke - ganz zu schweigen vom Abfall.



Da lob ich mir doch die Tupperwarefraktion, die ihren Zmittag von zuhause mitbringt und die Behältnisse auch wieder dorthin zurücknimmt. Bei ihnen werfe ich im Vorbeigehen auch immer gern mal einen Blick in die Lunchbox. Da sieht man nämlich, wie zuhause so gekocht wird: Vom liebevoll assortierten Vollwertmenü mit Fruchtsalat bis zur Megaportion Spaghetti Bolognese mit Schoggriegel findet sich alles. Die Tupperwarelösung ist jedenfalls gewiss die gesündeste, sauberste und wohl auch sparsamste Art der Mittagsverpflegung. Ich hielt es als Schülerin ja auch mit der Restenverwertung: Um das Essensgeld für anderes zu sparen, klaubte ich mir jeweils in der Mensa die Reste der Mitschüler vom Geschirrwagen. Das sah vielleicht nicht sehr appetitlich aus, war aber ganz okay. Und heute? Meine Kollegen denken jetzt: «Sieht nicht viel besser aus wie damals, was du da jeweils auspackst.» Aber ich mag nun mal Routine und meinen gekochten Superbrei aus Erdmandeln, Leinsamen, Chia, Flohsamen, Amaranth, Dörrobst und Nüssen. Gibt Energie und sättigt nachhaltig. Ausserdem halten sich Input und, naja, Output die Waage - nebst Sport der Schlüssel zu körperlichem Wohlbefinden.